

Fünftes Kapitel.

„Nun zeig' einmal Kind, wie hast Du denn die Plätze gelegt, hm?“

In dem hellerleuchteten Eßzimmer der Schönborn'schen Villa war eine Tafel für vierzehn Personen gedeckt. Schönborns gaben ihre erste Gesellschaft in ihrem neuen Heim. Cilli, in einem einfachen, hellwollenen Kleid, ging mit ernsthafter Miene von einem Platz zum andern und legte die Tischkarten der betreffenden Herren und Damen auf ihre Plätze, wobei ihr der Vater lächelnd zusah, um dann, als sie fertig war, das Ganze noch einmal zu prüfen.

„Ich sehe zu schlecht, Cilli,“ und er setzte sich den Kneifer auf die Nase, „so, also hier sitzt Steffens mit der kleinen Hagen und Du an seiner linken Seite. Wo sitzt denn Luise? Warum hast Du sie denn nicht mit Steffens zusammengesetzt?“

„Ach Papa, ich hätte es ja so gern gethan“ — Cilli war ganz traurig — „aber die beiden mögen sich nicht.“ Luise hat mir ausdrücklich gesagt, sie wolle Steffens nicht zu Tisch haben, und als ich ihn fragte, wie ihm Luise gefallen habe, meinte er, sie sei garnicht sein Geschmack. Was soll ich denn

thun? Mir thut es so schrecklich leid. Ich hätte es so gern gehabt, daß sie sich gut miteinander verstanden hätten. Luise ist doch meine liebste Cousine und Freundin zu gleicher Zeit.“

„Und Steffens?“

Gilli wurde dunkelrot.

„Na laß' nur gut sein, Kind,“ sagte Schönborn gutmütig „das wird sich schon machen, wenn sich Deine beiden Freunde erst einmal näher kennen werden. Das sind so dumme, unberechtigte Antipathien, über die sich die jungen Leute weiter keine Rechenschaft ablegen und die sie nach einiger Zeit vergessen. Freilich, die beiden werden sich vielleicht oft hier sehen, und da wäre mir's auch lieber, wenn sie freundschaftlich miteinander stünden. Hoffentlich langweilt sich Luise mit dem kleinen Leutnant da nicht zu sehr. Mit Steffens ist jedenfalls mehr anzufangen. Wo bleibt sie denn?“ fragte er, nach der Uhr sehend, „sie wollte doch eher kommen.“

„Meinst Du nicht Papa, daß Luise, seit sie öfter bei uns ist, schon ordentlich aufgelebt ist? Ich hab's ihr neulich schon gesagt, und da hat sie mir es auch eingestanden, daß sie sich unaussprechlich wohl bei uns fühlte und sich tagelang auf einen Besuch bei uns freuen könnte.“

„Das gute Kind! Aber Gilli, ich meine, ich hätte sie meist vergnügt gesehen.“

„Ja, das glaube ich wohl, wenn sie mit Dir zusammen ist und Du machst Deine Späße mit ihr, das hat sie gern. Du warst aber nie dabei, wenn sie mir einmal ihr Herz ausschüttete. Außerdem

sagt sie immer, würde sie ein ganz anderer Mensch, wenn sie nur neben Dir säße, weil Deinem Sprechen, Deinem guten Gesicht und allem, was Du thust und denkst, ein so wundervolles, ruhiges Behagen am Leben aufgeprägt sei. Sie brauche nur Dein Gesicht zu sehen, dann würde ihr schon wohl und zufrieden zu Mut.“

„So, so,“ und in den gegenüberstehenden Spiegel sehend: „weiß Gott, Cilli, ich bin nicht schön.“

Nein schön war er nicht. Aber er hatte eine stattliche Figur, ging immer sehr gewählt und sorgfältig gekleidet, und wer hätte in diesen Augen, diesen wohlwollenden Zügen die Schönheit vermißt? niemand. Sie mochten sein Gesicht alle gern.

„Wo ist Mama, Cilli?“

„Ich weiß nicht, wo sie augenblicklich sein mag. Sie ist ganz aufgeregt. Zuerst hatte sie Angst, daß die Kochfrau nicht zur rechten Zeit käme, dann wieder, daß das Essen nicht gut sein würde und zuletzt, daß der eine Lohndiener nicht zur rechten Zeit da wäre. Sie meinte, Gesellschaften seien am schönsten, wenn man sie glücklich überstanden habe und abends in seinem Bette liege.“

„Papa!“

„Was denn Cilli?“

„Denkst Du Dir's nicht schrecklich schwer, als junges Mädchen, so wie Luise, für seinen Unterhalt zu arbeiten, fast alle Tage Stunden zu geben? Sie klagt nie darüber bei mir. Das finde ich so rührend. Wenn sie es zuhaus noch netter hätte! Aber Onkel

Trebbin ist ganz anders wie Du. Ich habe nie gesehen, daß er zärtlich gegen Luise gewesen wäre.“

„Der Alte hat viel Schweres durchgemacht, Cilli. Weil es Luise in mancher Hinsicht nicht so gut hat — wenngleich ich auf meinen alten Trebbin nichts kommen lasse — wollen wir doppelt freundlich gegen sie sein.“

„Ja, weißt Du, ich möchte Luise einmal etwas recht, recht Liebes erweisen, etwas, wobei ich ihr ein Opfer brächte, ich ihr so recht zeigen könnte, wie lieb ich sie habe.“

„Nun, Cillichen,“ sagte Schönborn scherzend, „dann will ich Dir etwas sagen: trete ihr doch wenigstens für ein viertel Jahr, so bis Weihnachten, Deinen Verehrer, meinen lieben Steffens, ab.“

Das jagte Cilli auf einmal — sie wußte kaum warum — einen tödlichen Schreck durch die Glieder. Ach Gott! Nun sah sie doch, daß sie etwas ganz Unüberlegtes gesagt hatte, und zu ihrem Vater aufblickend, erwiderte sie ernsthaft, nachdem sie einen Augenblick mit sich gekämpft hatte: „Nein Papa, das könnte ich nicht, siehst Du, auch Luischen zuliebe nicht. Daran müßte ich, glaube ich, zu Grunde gehen. Da wäre ich tausendmal lieber tot.“

„Nun, nun, Liebling,“ und er faßte ihr unters Kinn, „so ernst war's doch nicht gemeint. Seit wann verstehst Du denn die Scherze von Deinem alten Papa nicht mehr?“

Cilli war wirklich ernst und nachdenklich geworden. Zum erstenmal, seit sie Steffens liebte, stieg der Gedanke in ihr auf: wenn ich ihn einmal

entbehren müßte! Sie hatte bisher hierzu noch nicht den geringsten Anlaß gehabt; aber der Gedanke allein, der jeglicher Berechtigung entbehrte, barg für sie solche Pein in sich, daß sie ihres wehen Gefühls erst Herr wurde, als Luise lachend ins Zimmer trat.

„Na, Kind, warum kamst Du denn nicht früher?“

Sie hatte noch Hefte zu korrigieren gehabt.

„Aber keine schmutzigen Dintensfinger mehr, Onkelchen!“ Und sie hielt ihm lachend die schmalen, weißen Hände hin. „Sehe ich nicht hübsch aus?“

„Ja freilich, Luisechen, bildhübsch, wie immer. Du kennst ja die Meinung Deines treuesten Verehrers. Aber denk' Dir mal, ich habe immer die fixe Idee, ich müßte Dich einmal in Sammet und Seide sehen.“

Luise hielt ihm lachend die offene Hand hin. „Geld her, Onkelchen! Wie soll ich armes Wurm das erschwingen? Im übrigen, kommt Paul heut Abend?“

„Nein. Weshalb?“

„Ach dann hätte ich Dir geraten von diesem simpeln Kleidchen sehr entzückt zu sein. Tante Cäsar hat es ausgesucht und geschenkt.“

„Aber Luise, Du hast ja keine Blumen anstecken?“

„Ja, denk' einmal, Onkelchen,“ und sie stellte sich, den Finger an das feine Näschen legend, vor ihn hin, „ein Bouquett, wie ich es tragen möchte, kostet mich mindestens zwei Mark. Und die hatte ich beim besten Willen nicht übrig. Die Blumen sind hier so schrecklich teuer.“

„So, so, na wart' einmal.“ Er ging fort.

„Nein, Luisehen, wenn Papa das thut,“ sagte Cilli lachend, „dann hat er Dich lieber als alle Menschen, lieber als Mama und mich.“

„Weshalb denn?“

„Papa hat drüben in seinem Zimmer Rosenstöcke stehen, die er selbst zur Blüte gebracht. Heut früh waren drei Blumen, auf die er besonders stolz war, aufgeblüht. Wenn er Dir die brächte!“

Gleich darauf kam Schönborn mit den drei Rosen zurück.

„Hier, Luise. Die mußt Du anstecken!“

Luise kamen beinahe die Thränen in die Augen. Sie konnte sich garnicht genug bedanken, bis Schönborn sagte: „Laß' nur gut sein, Luisehen. Dir etwas zu schenken, macht wahrhaftig Spaß. So versteht sich kein Mensch zu freuen, nicht einmal Cilli.“

„Wen habe ich zu Tisch, kleine Cilli?“

„Leutnant von Bohlen.“

„Du hättest mir Deinen Vater geben sollen. Der ist mir der liebste.“

„Ja, damit Du mir altem Kerl vollends den Kopf verdrehst. Dummes Zeug! Du gehörst zu den jungen.“

„Was soll ich mit denen?“

„Sie heiraten!“

„Ich armes Tier! Eine so erbärmliche Partie!“

„Sprich nicht so, Luisehen. Jeder Mann kann Gott danken, der Dich zur Frau bekommt.“

„Ach Du lieber Himmel! Ich bin ja zu arm! Ich kann ja nicht einmal eine „stilvolle Einrichtung“ erschwingen, von jährlichen Renten ganz zu schweigen.

Ein einziges Renaissancebüffet, wie man es heut mitzuschleppen muß, würde meine ganze Mitgift verschlingen. Ich könnte nur einen herumziehenden Gaukler, einen Zigeuner heiraten."

"Ja das glaub' ich! Da wärst Du dabei! Sieh mal, Cilli, wie die Augen von der tollen Person blitzen! Man sieht sie schon im Geist mit ihrem 'Zigeuner' auf und davongehen."

"Ja Dinkelen. Wie heißt's doch im Liebe? Jetzt sind sie verschwunden, sie ritten zu zweit. Wer will sie entdecken? die Welt ist weit."

"Aber Kinder, um Gotteswillen, wo steckt Ihr denn? Die Gäste müssen gleich kommen. Ich stehe ja schon Todesängste aus, daß Ihr nicht fertig seid. Ich kann sie doch unmöglich allein empfangen."

Mit diesen Worten kam die kleine, zierliche Frau Schönborn ins Zimmer gerauscht. „Guten Abend, Luischen. Seid Ihr denn auch ordentlich?"

Sie zupfte an den Kleidern der jungen Mädchen herum.

"Frauchen, Frauchen," sagte Schönborn ruhig, „wieviel hundert Gesellschaften hast Du schon mitgemacht und bist doch immer so aufgereggt, freilich, es giebt ja auch Künstler, die nie vom Lampenfieber geheilt werden."

Kurze Zeit nachher war die kleine Gesellschaft versammelt. Ziemlich spät kam Steffens mit seiner Schwester. Sie waren bei einem Diner gewesen und über Gebühr aufgehalten worden. Er begrüßte Luise, obgleich er sie sofort beim Eintreten bemerkt hatte, steif und förmlich, als sähe er sie zum ersten-

mal. Nicht einmal die landläufigste Frage: „Darf ich mich nach dem Befinden des gnädigen Fräulein erkundigen?“ Das hätte er doch wenigstens sagen können, dachte Cilli bei sich. Um so liebenswürdiger war Lotte. Georg hatte ihr auf ihre Fragen nach Cillis Cousine so gut wie gar keinen Bescheid gegeben, Cilli ihr desto mehr von ihr vorgeschwärmt, und da sie, wie Georg immer behauptete, alles Außergewöhnliche liebte, so zog sie die eigenartige Erscheinung Luifens augenblicklich an. Ihr Wesen, ihre gleichgültige Art mit den Herren zu verkehren, gefiel ihr. Daß sich dieses junge, bildschöne Geschöpf, in drückenden Verhältnissen lebend, seinen Unterhalt teilweise selbst verdiente, verlieh ihr in ihren Augen einen besonderen Wert. Sie stach in jeder Hinsicht vorteilhaft gegen die oberflächliche Art der anderen jungen Mädchen ab, mit denen Lotte nichts anzufangen wußte. Zudem war Lotte Malerin und schwelgte schon in dem Gedanken, daß ihr Fräulein von Trebbin einmal sitzen könnte.

Ob er es merkt, wie sich seine Schwester um mich bemüht? dachte Luise. Nein, er merkte es nicht. Er war so mit Cilli beschäftigt, daß ihm alles andere entgehen mußte.

Schönborn hat Steffens etwas zu singen, tanzen wolle man nicht und die naive Zeit, da sich die jungen Damen und Herren mit kindlichen Spielen ergötzen konnten, sei längst vorüber. Eine Masse Noten aus seiner eigenen Jugendzeit, alles Vieder für Bariton, stünden ihm zur Verfügung.

„Würde es Ihnen langweilig sein, Steffens,

wenn ich Sie hätte, mir ein ganz altes, abgedroschenes Lied zu singen?"

„Was denn? Guter Mond Du gehst so stille?“

„Nein, Schuberts Lied, am Meere.“

„Gewiß, mit dem größten Vergnügen.“

Dotte setzte sich ans Piano, um ihn zu begleiten. Luise hatte allein in dem Erker Platz genommen und zwar, ohne sich dessen bewußt zu sein, derart, daß sie den andern verborgen war, Steffens aber gut sehen konnte.

Nun begann er zu singen. Als die Töne der vollen, kräftigen Stimme an ihr Ohr schlugen, überkam sie ein seltsames Gefühl. Sie liebte die Melodie leidenschaftlich, hatte sie geliebt, noch ehe sie den Sinn der Worte verstehen konnte. Ihre Mutter hatte das Lied oft gesungen, und jedes Mal, wenn sie es damals gehört hatte, war ihr ein schaurig süßes Gefühl über den Körper gerieftelt, hatte sie zitternd, die Hände in die Schürze gewickelt, mit Thränen in den Augen, in irgend einer dunkeln Zimmerecke zugehört.

Einmal, als die Mutter das Lied kurz vor dem Einschlafen der Kleinen gesungen hatte, ward sie so erregt, daß die Mutter, lange an ihrem Bett sitzend, sie nur mit Mühe beruhigen konnte und seit jenem Abend das Lied fast nie mehr sang. Ob ihr nicht die Sehnsucht nach dem Meere durch dies Lied in die Seele gepflanzt worden war?

Nun, da sie Steffens singen hörte, waren ihre Phantasie, ihre Sinne bald so erregt, daß sie sich und ihre Umgebung vollständig vergaß.

Das Bild bekam Leben! Wahrhaftiges Leben!

Ihr war, als säße sie selbst am „Fischerhaus“, als sähe sie das Meer rosig schimmern und glänzen unter den letzten Sonnenstrahlen, als hörte sie die Flut rauschen, als kämen die Wellen bis zu ihren Füßen heran.

Ein Gefühl namenloser Sehnsucht überkam sie, ein Verlangen, immerfort diese Stimme, dieses Lied zu hören, ein Verlangen am Meere zu sein, weit, weit fort von all' den Menschen, fort aus der engen Stube.

Sie schloß die Augen, lehnte den Kopf zurück, und nur an dem sich Heben und Senken der Brust sah man, daß Leben in ihrer Gestalt war.

Als Steffens' Blick während des Singens unwillkürlich zu Luise hinüberflog, sah er sie in dieser Stellung. Was bedeutete das? So hatte noch nie jemand seinem Liebe zugehört. Die ganze Gestalt war wie von innerem Entzücken durchbebt. Es war, als wenn der ganze Körper, jeder Nerv, jede Faser mitgenösse.

Er mußte immer wieder zu ihr hinübersehen. Er sang das Lied, ohne sich klar darüber zu sein, nur für sie. Als er geendet, hörte er, wie der alte Doktor ziemlich laut sagte: „Das weiß der Teufel, die Verliebten singen doch immer am besten.“

Dann sang er ein kleines, französisches Lied auswendig: „Si tu n'as rien à me dire.“ Das gefiel Louise nicht.

„Noch eins! Noch eins!“ Sie baten alle. Aber was?

Da hörte Luise, die auf ihrem Platz geblieben

war und scheinbar gleichgültig ein Buch durchblätterte, eine Stimme neben sich: „Sagen Sie mir, was ich singen soll, Fräulein von Trebbin.“

Sie gab keine Antwort. Sie schien den ziemlich leise Sprechenden nicht gehört zu haben.

„Sagen Sie mir's. Ich bitte Sie darum.“

Es war keine Bitte, mehr ein Befehl. Sie wandte sich ihm zu.

„Kennen Sie die Douglas-Ballade von Löwe?“

Ja, er kannte sie. Seltsamerweise war sie auch keine Dieblings-Ballade.

Er trat ans Piano, begann zu singen, und nun fing daselbe Spiel wieder an. Luise hatte anfänglich versucht, gleichgültig dreinzuschauen; aber ehe Steffens noch drei Reihen gesungen hatte, saß sie, den schönen Kopf vorgeneigt, die Lippen halb geöffnet, die Hände um das rechte Knie gefaltet und trank die Worte von seinen Lippen. Da sie nun die Augen geöffnet hielt, jene Augen, in denen sich jede innere Erregung widerspiegelte, erhielt das Gesicht einen wunderbar fesselnden Ausdruck.

Nachdem Steffens das Lied beendet, erhob sich Luise; Cilli trat zu ihr und, den Arm um ihre Taille legend:

„War's nicht entzückend, Luischen?“

Zum erstenmal im Leben war ihr Cilli lästig, kam ihr aus ihrem Munde das Wort „entzückend“ albern vor, aber nur einen Augenblick, um es gleich darauf bitter zu bereuen. Nachher ging Cilli, vom Diener abgerufen, aus dem Zimmer und während der übrige Teil der Gesellschaft sich lebhaft unter-

hielt, trat Steffens zu Luise, um einige gleichgültige Worte mit ihr zu sprechen. Sie standen so dicht zusammen, daß es sich nicht umgehen ließ. Sie redeten von seinem Gesang, und Luise meinte, daß ihr keine Stimme lieber sei, als eine echte, rechte Baritonstimme, Tenor sei ihr zu weichlich, aus Frauenstimmen mache sie sich nur etwas, wenn sie sehr voll seien und von innerer Leidenschaft zeugten.

Ob Fräulein v. Trebbin die Musik liebe? Landläufige, alberne Frage, dachte Steffens, wobei er vergaß, daß Luise, die sich nicht in der Gesellschaft bewegte, von solchen Gemeinplätzen wenig wußte. Sie nahm sie ernst. Ob sie Musik liebe? Ja, leidenschaftlich, am meisten freilich schöne Orchestermusik, eine Flut von Tönen, die auf sie eindrängen, sie mit sich fortrissen. Sie hätte immer lieber ein Übermaß als zu wenig.

„Das französische Lied hat Ihnen nicht gefallen. Ich habe es schlecht gesungen, weil ich Ihnen fortwährend das Mißfallen auf dem Gesicht ablesen konnte, das störte mich.“

„Das hätte Sie nicht irre machen sollen. Es ist eine schlechte Angewohnheit von mir, daß ich meine Gefühle nicht besser verbergen kann.“

„O nicht im mindesten! eine sehr gute sogar! Man weiß gleich, wie man mit Ihnen ,daran ist‘, Fräulein von Trebbin. Ich kenne Sie noch garnicht lange und weiß im Augenblick, ob Ihnen ein Wort, eine Geste gefallen hat oder nicht. Es ist interessant das zu studieren.“

„Wählen Sie sich ein anderes Studium.“

„Das werden Sie mir überlassen müssen.“

Warum konnte er sich nicht gleichgültig mit ihr unterhalten? Mit der landläufigsten Bemerkung war er an sie herangetreten, und ehe sie noch ein paar Minuten miteinander geredet hatten, wichen sie ab vom gewöhnlichen Weg, zankten sich oder sprachen so ernst, wie es Menschen, die sich gleichgültig gegenüberstehen, nicht zu thun pflegen. Von seiner Seite war es ein fortwährendes Fragen und Forschen nach ihren Ansichten, ihren Neigungen, von ihrer Seite ein mehr oder minder leidenschaftliches Preisgeben ihrer Gefühle. Sie that es widerwillig, mit innerm Sträuben, um sich schließlich an ihren eigenen Worten zu berauschen und hinterher alles, was sie gesagt hatte, bitter zu bereuen.

„Sie haben ganz recht, wenn Sie sagen, ich solle nicht in Gesellschaften gehen. Ich passe nicht dahin; ich lasse mich vom Moment hinreißen. Anstatt so ruhig, wie alle anderen Damen dazusitzen, mache ich mich lächerlich.“

„Sie haben sich nicht lächerlich gemacht, vor mir nicht, und die anderen sahen Sie kaum.“

Sie warf ihm einen fragenden Blick zu, um sich zu überzeugen, ob er auch wirklich meine, was er da sage. Als sie seine Augen ernst auf sich gerichtet sah, fuhr sie fort: „Ich schließe so gern die Augen, wenn ich Musik höre. Ich möchte das helle Zimmer, all die Menschen nicht mehr sehen. Ich wollte nur die Töne hören, mir denken, ich sei wirklich am Meer. Sie haben keinen Begriff, wie mich Musik

aufregt und hinreißt, wie mir vorhin bei Ihrem Lied zu Mute war.“

„Also das erste Lied hat Gnade vor Ihnen gefunden?“

„Ja, mir gefällt alles, was sich aufs Meer bezieht und die Melodie zu diesem Lied besonders. Vom Text gefällt mir nur der erste Vers. Es fängt so stimmungsvoll an und endet so theatralisch.“

„Ach das sollten Sie nicht sagen. Sie reden nur so, weil Sie nichts von der Liebe verstehen, keine Ahnung haben, was es heißt, wenn die Seele stirbt und sich der Leib verzehrt.“

„Und Sie wissen es?“

Das war wieder eine ihrer unüberlegten Reden, wie sie sie manchmal führen konnte. Sie bereute sie im selben Augenblick und wurde purpurrot. Er warf ihr einen forschenden Blick zu, ergögte sich scheinbar an ihrer Verlegenheit und sagte dann:

„Sie vergessen, daß hier entschieden von zwei Unglücklichen die Rede ist. Wahrhaftig, ich hätte nicht geglaubt, daß mir das alte Ding noch zu solchen Diskussionen Anlaß geben würde.“

Er lachte, und innerlich ärgerte er sich über die Wendung, die die Unterhaltung genommen. Er hätte abbrechen sollen, aber er konnte nicht. Er mußte sie noch etwas fragen:

„Kennen Sie das Meer?“

„Nein. Aber ich weiß nicht, was ich darum gäbe, wenn ich es bald einmal sehen könnte.“

„Und ich möchte dabei sein, wenn Sie es zum erstenmale sehen.“

Luisens Herr trat zu ihr, um ihr den Arm zu bieten. Sie hatten nicht gemerkt, daß man anfang zu Tisch zu gehen. Steffens sprach bei Tisch wenig mit seiner Dame, einer niedlichen, sehr jungen Blondine. Er beschäftigte sich ausschließlich mit Cilli, „förmlich krampfhaft“, meinte die kleine Hagen, gerade so, als ob er jemand ärgern wollte; nun, mir thut er damit keinen Tord an.

Ach! Steffens dachte nicht an die kleine Hagen. Er dachte an gar nichts Bestimmtes, war gereizter Stimmung, und der Blick, den er Luise einmal zuwarf, war ein schier feindseliger. Sie schien ihn nicht zu beachten, denn sie sprach eifrig mit ihrem Nachbar. Was sie mit dem langweiligen Kerl anfangen wird, darauf bin ich nur gespannt. Wahrhaftig, er macht ihr die Cour! Und ich mache mich vor mir selbst lächerlich.

Luise hatte den Blick, den Steffens ihr zuwarf, wohl bemerkt. Warum sprach er kein Wort mit ihr, obgleich er ihr gegenüber saß? Wie er immerfort lachte! Aber das war keine ungezwungene Lustigkeit, nicht die, von der Cilli ihr soviel erzählt. Ja, was fiel ihr denn ein? Was ging sie denn Steffens mit seiner Lustigkeit an?

„Darf ich Ihnen einschenken, mein gnädiges Fräulein?“

„Ja, bitte.“

Sie trank hastig ein paar Gläser Wein und wurde davon so lustig und angeregt, daß Steffens, abermals zu ihr hinübersehend, sich einzureden versuchte, sie könne eine passabele Bacchantin abgeben, und ihre

Lustigkeit sei ihm fatal. Welch süßes Geschöpf ist Cilli! Und er neigte sich wieder zu ihr und sah ihr so tief in die Augen, daß sie vor Freude errötete.

„Vergessen Sie nicht, mich zu besuchen, Fräulein von Trebbin. Bitte, thun Sie mir den Gefallen,“ sagte Lotte beim Abschied noch einmal.

Ihr Bruder stand dabei und sprach kein Wort.

Im Fortgehen sah ihn Luise noch an der Wagenthür stehen, Lotte beim Einsteigen behülflich sein, dann selbst nachspringen und die Thür hastig zuschlagen. Darauf zogen die Pferde, es war Steffens eigenes Gespann, mit einem kräftigen Ruck an, und im Nu waren sie um die nächste Straßenecke verschwunden, während Luise, von dem Schönbornschen Diener begleitet, nachhause ging.

Steffens hatte sich stumm in den Wagen zurückgelehnt; Lotte, die in angeregter Stimmung war, fand ihn ungemein langweilig.

„Dieses Fräulein von Trebbin ist wirklich eine wundervolle Erscheinung, das goldblonde Haar, dazu das feingeschnittene Gesicht und diese eigentümlichen Augen!“

Keine Antwort! War er eingeschlafen?

„Findest Du nicht, Georg?“

„Ja doch, ja!“

Er erhob sich etwas, rieb nervös an der Glasscheibe des Coupéfensters, blickte hinaus, und bei dem Schein der Laterne, an der sie eben vorüberfuhren, sah Lotte, daß sein Gesicht einen übelgelaunten Ausdruck, zwei tiefe Falten zwischen den Augenbrauen zeigte.

„Mein Gott, Georg, was hast Du denn?“

„Daß Ihr mich mit diesem ewigen Fräulein von Trebbin in Ruhe lassen sollt! Cilli betet mir beständig vor, wie entzückend und vortrefflich sie sei, was ich außerdem stark bezweifle — ich halte sie für eine ganz gefährliche Person, für keinen geeigneten Umgang für Cilli — und jetzt fängst Du auch noch an, mich damit zu langweilen. Soll ich Euch vielleicht den Gefallen thun und mich in sie verlieben? Das könnte ja eine allerliebste Geschichte werden! Nimm mir's nicht übel, aber ich finde es einfach kindisch, mich fortwährend auf die Reize dieses Fräulein von Trebbin aufmerksam zu machen. Bildet Ihr Euch vielleicht ein, ich litte an zeitweiser Blindheit, seitdem ich Cilli Schönborn die Cour mache? Und daß Du sie eingeladen hast, Dich zu besuchen, war total überflüssig. Sie wird auch nicht kommen, denn sie ist launisch, unberechenbar und im höchsten Grade eigensinnig.“

„Diese Eigenschaften habe ich noch nicht an ihr entdeckt,“ sagte Lotte trocken, „dazu kenne ich sie nicht genug.“

Weið der Teufel was er hat! Er ist selten in solcher Stimmung.

Während sich Luise langsam entkleidete, ihre langen dicken Haare wie im Traume kämmte, dachte sie über den heutigen Abend nach. Aber, war es Müdigkeit, oder that der hastig getrunkene Wein jetzt, nachdem sie durch die Luft gegangen war, erst seine Wirkung? Genug, sie war wie verwirrt, vermochte sich keine klare Vorstellung vom ganzen zu machen.

Sie sah immerfort nur die Gestalt Steffens vor sich, hörte fortwährend seine Stimme. Das wirkte geradezu peinigend! Sie schloß Augen und Ohren. Umsonst! Sie sah ihn noch deutlicher, hörte die Stimme noch lauter.

Es war, als wenn ihr kleines Stübchen von ihr durchbraust, von ihr angefüllt wäre. Sie mußte es ganz genau, sie paßte nicht für solche Vergnügungen. Sie würden ihr ganzes Sinnen und Denken so in Anspruch nehmen, daß sie nicht mehr für die Arbeit, nicht mehr für ihr ruhiges Leben taugte.

Als sie am nächsten Morgen in der Schule Stunde gab, that sie es mit Widerwillen. Sie war mißmutig und zerstreut und mußte ihre ganze Willenskraft zusammennehmen, um es die kleinen Mädchen nicht merken zu lassen.

Nach Schluß der Schule kam Annie auf sie zu, um mit ihr nachhause zu gehen, und da das Kind sah, daß seine Tante Luise mit blassem, längst nicht so freundlichem Gesicht wie sonst, vor ihm stand, sagte es, treuherzig zu ihr aufblickend: „Bist Du mir böse, Tante Luise?“

„Nein, Liebling, nein!“ Und das Kind in ihre Arme nehmend und leidenschaftlich küssend, brach sie in jammervolles Schluchzen aus.